

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 71.

Donnerstag, 25. März.

1915.

(1. Fortsetzung.)

Das adlige Greithaus.

Roman von Albert Peterfen.

Nachdruck verboten.

Draußen im Park fiderte gleichmäßig und vornehm-leise ein steter Sandregen aus den monoton grauen Wolkenschleusen, die Tropfen bohrten kreisrunde Löcher in den feinen Sand der Wege, hier und da sammelte sich das Wasser an und wühlte sich ein regelrechtes Flußbett, in dem einige Blättchen wie leichte Boote tanzten. Von den naßblanken Blättern fielen ununterbrochen die Tropfen, glänzend wie Quecksilberkügelchen. Von Rosen und Jasmin verbreitete sich ein Atem würziger Früchte.

War zu gern wäre Grethensfraude in den Regen hineingelaufen, hätte die Seereisen der Blattboote verfolgt, wäre über die Miniaturstromschnellen gesprungen und hätte — an versteckter Stelle — das Bäumlein ausgestreckt, um die von den Rosen fallenden Tropfen aufzufangen. Zwar hatte sie ein schwellendes Gesicht geschnitten, als Ruhme Elisabeth, welche dem Großvater den Hausstand führte, ihr befahl, sich während des Regens drinnen zu beschäftigen. Aber da sie nur unter der Bedingung, wirklich artig zu sein, die Ferien im Greithaus erleben durfte, hatte sie gehorcht, denn hier war es doch viel schöner als drüben am Bungalow im väterlichen Kaufmannshause mit den dunklen Räumen und schmalen Treppen.

Aber in einem der Zimmer artig auf dem Stuhl zu sitzen, wäre doch zu langweilig gewesen, und jetzt lag Grethensfraude mit einem mächtigen Bilderbuche auf der Galerie, schaukelte mit den drallen Beinchen, sah auf die bunten Bilder, buchstabierte mühsam halblaut: „S — a — nsel und Gretel bei der Hexe.“ Dann und wann blinzelte sie durch die Öffnung des Geländer-schmuckwerks auf die Bordiele hinab, wo die beiden Mitter unentwegt ihre Rangen umklammerten, und bemerkte, daß aus der einen Tür immer wieder ein hagerer, häßlicher Frauenkopf blickte. Das Gesicht war faltig und gelblich. Von dem schwarzen in der Mitte gescheitelten Haar fielen einige widerspenstige Strähnen auf die niedrige Stirn. Die Augen waren stechend und fast schwarz.

„Was Lilde Tiedemann doch immer zu gucken hat“, dachte Grethensfraude verwundert, „ob sie auf jemand lauert?“

Des alten Peder Tiedemann Schwiegertochter war seit einigen Tagen als Aushilfe für das erkrankte Stubenmädchen im Greithaus beschäftigt.

Grethensfraude blickte wieder auf ihr Buch. Ja, Lilde hat wahrhaftig Ähnlichkeit mit der Hexe da, wahrhaftig.

Jetzt wurde unten die Tür von Großvaters Arbeitszimmer, in dem allerdings nicht mehr gearbeitet wurde, geöffnet. Und die Kleine erkannte den festen Schritt des alten Herrn. Und da — wieder erschien der häßliche Frauenkopf — und dann — dann stand Lilde Tiedemann plötzlich vor Herrn Lorenz Woldsen Wilmsen.

Atemlos wartete Grethensfraude, was die Frau wohl von Großvater wollte.

„Was will sie schon wieder, Tiedemann, schon wieder Geld?“ klang des alten Herrn unterdrückte Stimme.

„Nur einige Mark, Herr“, flüsterte die Frau dringend.

„Gibt's nicht. Gehe sie, lasse sie mich in Ruhe“, und er wollte an ihr vorüber.

„Sahaha, soll wirklich die ganze Stadt wissen, daß Herr Lorenz Woldsen Wilmsen anständige einfache Leute zum Schmuggeln verführt hat, und wie es war mit Klaus Paulsens Tod?! Jetzt meint alle Welt, Paulsen wäre allein gewesen, als er ertrank, und Herr Wilmsen sei doch ein mächtig christlich mildtätiger Mann, daß er für Witwe Paulsen so gut forgt. Saha, soll die Stadt Garbby wissen, daß Paulsen beim Überladen vom englischen Segler in die See fiel und nur deshalb keine Rettungsversuche gemacht wurden, weil Herrn Lorenz Woldsen Wilmsen die Waren mehr wert waren als ein Menschenleben?“

„Ammenmärchen. War sie dabei, he?“

„Nein, aber mein Mann hat's mal erzählt, als er krank lag. Da —“

„— lag er im Fieber. Ja, ja, geh' sie jetzt.“

„Na, wenn's nicht wahr ist, braucht Herr Wilmsen ja auch keine Angst zu haben. Da kann ich es ja getrost erzählen.“

„Halte sie den Mund“, rief der Herr jetzt erregt.

„Sich — es braucht doch keiner zu hören. Se, wie ist es mit einigen Mark, Herr Wilmsen?“

Grethensfraude hörte, wie einige Geldstücke klirrend auf die Fliesen schlugen.

„Gefindel sie —“ stieß der Großvater hervor und wollte jetzt ungeduldig vorüber. Doch wieder trat ihm die Frau entgegen.

„Noch eins, Herr Wilmsen. Sie haben mir versprochen, daß mein Henning bei Ihrem Sohn in die Lehre soll —“

„Ja, ja, zum Kuckuck — das ist doch noch lange hin.“

„Stimmt, Herr Wilmsen, stimmt alles, aber um ein tüchtiger Kaufmann zu werden, muß er was lernen. Wollen Sie mit Mechenmeister Heusen reden, daß er ihm Privatstunden gibt?“

„Zum — was geht mich das an.“

„Wollen Sie, Herr Wilmsen?“ fragte Frau Tiedemann jetzt drohend.

„Na meinetwegen. Und nun gehe Sie mir aus dem Wege, Gefindel, sonst reißt mir die Geduld.“

„Ja, ja, besten Dank, Herr Lorenz Woldsen Wilmsen, küß die Hand, Herr.“

Aber er stieß nur knirschend und verächtlich „Hexe“ hervor und schob die Frau unsanft zur Seite.

Lilde Tiedemann verschwand wieder geräuschlos hinter der Tür, aus welcher sie gekommen war und fuhr fort, in der Stube Staub zu wischen. Pinselte mit dem Federbüschel über die silberne Standuhr, welche bei längerem Hinschauen scheinbar immer schneller, hastender ihren Perpendikel hin und her eilen ließ, fuhr mit dem Staubtuch über die glänzenden Porzellan-

figuren — Schäfer und Schäferin — über die Kupferstiche „Sagar auf kummervoller Wanderung“ und „Rebekkas Einzug“.

Aber Tilde Tiedemann war mit den Gedanken nicht bei ihrer Arbeit. Sie vergaß den holzgeschnitten „Rückenfrager“ zu reinigen, und eine feine Staubschicht blieb auf der Platte des Luccadilletisches. Allmählich verschwand auch der höhnische triumphierende Zug aus ihrem knochigen, häßlichen Gesicht, die Flügel wurden milder, ja, etwas wie zärtliche Träumerei huschte ihr in die Augen und um die Lippen.

Der Jung! Ihr Jung! Wie gut sollte er es haben später. Wie hoch sollte er steigen. Erst Lehrling im Handelshaus der Wilmsen, dann Kontorist, dann — dann —. Wer weiß — wenn bei dem jungen Wilmsen nur die eine Tochter, die Gretchenfraude, ist und bleibt?

Immer kühner wurden Tilde Tiedemanns Pläne, während sie über die Geranien und Levkojen auf der weißgestrichenen Fensterbank hinaus in das Grau des immer noch unaufhörlich fiedernden Regens schaute.

Wenn er nun die Gretchenfraude heiratet — wenn er dann Herr des Handelshauses wird! Wer weiß, mein Jung, vielleicht regierst du mal im adligen Freihaus, bist mehr als Bürgermeister, Amtmann und Propst, mein Jung, mein Jung!

Tilde war die Tochter eines umherziehenden slowakischen Gändlers, der im Nachbarlande sich in eine Messerstecherei eingelassen hatte und dabei getötet wurde. Seine Witwe zog weiter in die Küstenstadt, verkaufte hier den Rest ihrer Waren, wollte dann aber nicht weiterziehen, und mildtätige oder für alles Fremdartige leicht interessierte Menschen nahmen sie und das Kind auf.

Eines Tages aber war die Frau mit einem fahrenden Gesellen heimlich davon gegangen und schließlich kam die kleine Tilde, ein Name, den ihr erst die christlichen Garkbier gegeben hatten, ins Siechen- und Waisenhaus.

Die Frau hatte heute noch nicht vergessen, wie bitter es ist, von der Gnade anderer Leute zu leben. Wie hatten sie die Blicke und Reden der Garkbier gekränkt. Bis — bis sie dann zu einem eigenartig hübschen Mädchen heranwuchs und die Burschen hinter ihr her waren. Gegen den Willen seines Vaters, des alten herrschaftlichen Kutschers, hatte Tiedemann sie zum Weibe genommen. Sie hatten ihr gutes Auskommen. Ohne Miete durften sie in dem Häuschen in der Langerharmstraße wohnen, welches den Wilmsen gehörte. Aber Tilde wollte höher hinaus. Und wenn sie auch eingestehen mußte, daß ihr Mann kein Verständnis für ihre Pläne zeigte und nicht danach geizte, etwas anderes zu werden, als er war, so sollte ihr Sohn eine andere Stellung einnehmen als seine Eltern. Und Tilde scheute auch die häßlichsten Mittel nicht.

Tante Visbeth war auf dem alten Ohrenstuhl in ihrem Stübchen eingeschlummert. Sie hatte sich erst pflichtgetreu überzeugt, daß ihr Vetter Lorenz Boldsen alles zum Mittagschlaf bereit finde, hatte Gretchenfraude ermahnt, nicht zu sehr zu tollen, und sah nun mit gefalteten Händen in ihrem Lieblingsfessel.

Vor ihr auf dem Schoße lag aufgeschlagen ein Bändchen der „Kabinetts-Bibliothek der deutschen Klassiker — Anthologie aus Rosengartens Gedichten“. Tante Visbeth war trotz ihrer sentimentalen Veranlagung gerade bei der herzerweichenden „Ausöhnung“ eingeschlafen.

O Ellwina . . . o meine Ellwina . . . o Schmerzgeliebte . . .
Sagte, Geliebte, hatte ein! Dieser erbarmenten Guld.
Dieser Seligkeit Last, dem qualenreichen Entzücken
Genüget der Endliche nicht. Sagte, Geliebte, halt ein!

Eine fürwichtige Fliege sah jetzt mit leicht spielenden Fühlern auf dem „qualenreichen Entzücken“, und Tante Visbeths länglicher Kopf war unter „dieser Seligkeit Last“ vornüber auf das geblümte seidene Brusttuch gesunken. Die künstlichen Ringellocken, lang und steif, lagen wie zwei drohende Geschützrohre auf den knochi-

gen Schultern. Der Sonnenschein blinzelte durch die Baumtronen ins Stübchen hinein, lag hell auf den Rosen- und Resedatöpfen, zitterte auf den rot und goldig glasierten Basen, auf dem Messingbeschlag des grünverhängten Bücherständers.

Tante Visbeth mußte wirklich Ellwinas Liebesglocke träumen, denn auf ihrem vertrockneten, faltigen Antlitz lag ein leises Traumlächeln. Plötzlich fuhr sie empor. Ein Ball war vom Garten her gegen das Fenster geflogen.

„Fi done“, rief die Erwachende und schrak empor, schien einen Augenblick zu überlegen, ob es nicht angenehmer sei, weiterzuschlafen, hielt es aber für ihre Pflicht, erzieherisch auf die unartige Großnicht einzutreten; sie erhob sich und öffnete das Fenster.

„Verzeihen Sie, liebste Tante“, rief eine helle Mädchenstimme, „es war wirklich nur ein unangenehmes Versehen.“

„Du wirst dich mehr vorsehen müssen, meine Liebe; ein Kind aus guter Familie treibt nicht solche Dinge, die man bei jedem Gassenbuben bestraft. Merke dir das, meine Liebe, und damit mag es diesmal erledigt sein.“

Befriedigt über die eigene Rede schloß Tante Visbeth wieder das Fenster, hob das Bändchen, welches ihr vom Schoß geglitten war, wieder auf und sank in die Kissen ihres geliebten Ohrenstuhles zurück.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Wenn dem Menschen nicht immer etwas teurer ist als das Leben, so ist das Leben nicht viel wert.

J. G. Seume (gest. 18. Juni 1810).

Zeitvertreib unserer Verwundeten.

Von R. Kaulig - Niebed (Trier).

Von Richard Dehmel gibt es ein kleines Gedicht, darin heißt es: „Uns fehlt nur eine Kleinigkeit, um so frei zu sein, wie die Vögel sind: nur Zeit“. . . . Dieses Verschen huscht mir jedesmal durch den Sinn, so oft ich unsere genesenden Kriegsverwundeten beobachte, wie sie sich die Zeit kürzen und vertreiben. Großen Kindern gleichen sie, die auch, sobald Schmerzen und Unbequemlichkeiten vergehen sind, auf Mittel sinnen, um sich zu zerstreuen und zu erheitern. Ein Tag im Lazarett ist ja so lang, und sie alle, die dort gepflegt und geheilt werden, haben viel, viel Zeit. Die Zeit hat für sie mit einem Male ihre Schätzung, ihren Wert, ihre Bedeutung verloren. Zeit, die Arbeit, Lohn, Brot und Gewinn einbrachte, die gibt ihnen jetzt gar nichts mehr. „Wenn ich freie Zeit nur verpacken, verpacken ließe“, meint ein spaziger Verwundeter, „ich würde schnell ein reicher Mann!“ In Friedenszeit war jener Maurer gewesen, er arbeitete im Stundenlohn, und jeder Tag, wenn er zur Rüste ging, war bares Geld für ihn. Zum ersten Mal in seinem Leben verlor die Stunde ihren Geldwert, und die Zeit ward sein eigenes Eigentum. Da lernt er das Träumen über sich selbst kennen, er hat ja Zeit dazu, und der des Denkens ungeübte Geist erlebt seinen Seelenfeiertag. Der Mann, der sonst wortfarrig und verschlossen gewesen, der fängt mit einem Male das Erzählen an, er erzählt seinen verwundeten Kameraden, die mit ihm in einem Krankensaal liegen, den ganzen Tag, und er liest mit kindlicher Freude Märchenbücher. Eines Tages bittet er die Pflegerin, sie möge ihm einen Brief, den er an seine Frau geschrieben habe, durchsehen. Er wolle ihr „so etwas recht Feines geschrieben haben, so etwas, von dem unsereins sonst nichts versteht, wo das Herz drin liegt und der Kopf, damit meine Frau auch merkt, was für ein gemütsvoller Kerl ich geworden bin . . .“

So wird mancher genesende Kriegsverwundete ein Träumer und wohl auch ein Philosoph. Höflich dankbar sind diese Leute für ihre freie Zeit; sagte doch einer ganz treuherzig, jetzt habe er zum erstenmal erfahren, was Ferien eigentlich seien, er habe nun Ferien, und die koste er in vollen Bügen aus, zum erstenmal dürfe er tun, was ihm beliebt,

Dem Manne waren durch Granatsplitter die Glieder gerissen, und dabei belustigte er sich mit einem Kameraden am „Mühspiel“. In einem Klosterlazarett vertrieben sich die Verwundeten die Zeit damit, daß sie eine „neue“ Musik erfanden: einer spielte auf einem Ramm, während andere die verschiedenen Klänge der Wassergläser ausprobierten, und dazu sangen sie ein kleines Frühlingslied. Als sich die eintretende Schwester lächelnd die Ohren zuhielt, riefen ihr die vergnügten Vaterlandsverteidiger zu, sie hätten soeben ein Gedicht auf sie gemacht und es auch in Musik gesetzt. Das Dichten und Versmachen gedeiht überhaupt üppig in unseren Kriegslazaretten. Da gibt es kaum etwas, das sie unbesungen lassen. Einer entzückte sich über seine blumige Kaffeetasse dermaßen, daß er sie mit sehr viel gutem Willen, aber herzlich wenig Begabung andichtete.

Auf Spaziergängen in die Täler und Wälder offenbart sich die kindlich dankbare Seele unserer genesenden Krieger in geradezu rührender Weise. Da klettert jeder, dem die Meile heil geblieben, jede Höhe hinan, und hinter den Bäumen spielen sie „Versteden“ und „Haschen“. Sorglos, glücklich und led wie Kinder sind sie da draußen im Freien, ein Lied auf den Lippen, zu Späßen und harmlosen Redereien aufgelegt. Als in unsern Tälern noch Schnee und Eis Wege und Felspartien bedeckte, und des Winters herrliche Poesie von jedem Ast und Strauch herabsah, als die gläsernen Eiszapfen wie Kristallfäden von den Felsentwänden herabhingen, und Krähen in schwerem Fluge durch die schneeweisse Stille flogen, da sind auch unsere genesenden Verwundeten in dieses Zauberwinkeln geführt worden, und mancher hat das Staunen und Bewundern gelernt. Da haben sie sich, wie die Jugend, geschneeballt, sie haben geschlittert, gerodelt, und der Gewandteste von ihnen ist zu den gläsernen Eislerzen an fessigen Vergabhängen geklettert, hat die schönsten und größten abgebrochen, sie unter seine Kameraden verteilt, die sie jauchzend, wie Gewehre geschultert, im Gänsemarsch davontugon. Und heute, wo der Frühling, noch etwas verschämt zwar, über die jungen Waldmoose und Sträucherknospen streicht, ziehen sie singend durch die Wälder unseres Roseländchens. Wenn dir so ein Trupp genesender Krieger auf deinen Spaziergängen begegnet, schau nicht gleichgültig über ihn hinweg, nimm den Augenblicksfrohen freundlich zu und frage dich: was liegt hinter ihnen, was haben sie geschaut und erlebt in Feindesland, während du glückliche Sicherheit genossen hast? Aus welchen Arbeitsgebieten mögen sie gekommen sein, die nun als Verwundete durch den Frühling streifen! Gewiß ist mancher unter ihnen, der zum erstenmal die ganze Schönheit der Natur empfindet, mancher, der zum erstenmal das Wächlein über Kiesel hüpfen sieht und den Bögeln im Busche lauscht.



Aus der Kriegszeit.

Brief eines blauen Jungen. Zu diesem Brief schreibt uns die Empfängerin folgende Erklärung: Der Brief ist mir von einem Maat S. M. S. „Moltke“ zugefandt worden, derselbe ist Sohn eines Arbeiters in Celle. Als ich einen Brief im „Celler Wochenblatt“ von diesem „S. S.“ durch seinen Pfarrer veröffentlicht fand, sandte ich ihm eine Liebesgabe mit Begleitworten. Darauf kam einliegende Antwort, an der kein Buchstabe geändert ist. Ich bin immer voll Bewunderung über den Bildungsgrad dieser einfachen, deutschen, prächtigen Volksschüler und über den Geist, der sie leitet; er muß und soll sie zum herrlichsten Siege führen. S. M. S., 14. Februar 1915. Gnädiges Fräulein! — — — Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, den ich soeben hier auf Vorposten erhalten habe. Das waren Worte, die ich von einer Deutsch-Amerikanerin lange nicht gehört habe. Ich bin verschiedentlich dort drüben, allerdings meistens teils in den Südstaaten-Häfen gewesen und muß aufrichtig gestehen, daß ich mit Fremden gemerkt habe, wie so mancher Deutsch-Ausländer seine Herkunft verleugnet hat. Was mir aber die Handlung unserer Landsleute in aller Welt noch nicht an Zweifelung hat nehmen können, das haben Sie, gnädige Frau, mir jetzt vollkommen genommen. Ich weiß jetzt, daß, wo auch Deutsche wohnen mögen, alle diesen teuren Herzen erfüllt sind von dem einen Wunsch, Deutschland möge seine Kraft entfalten, um als leuchtendes Vor-

bild in der Welt dazustehen. Sie alle fühlen sich eins mit uns. Sie wünschen ihrem Vaterlande einmütig den endlichen Sieg über eine Welt von Feinden. Sie wollen mit Stolz bekennen, daß sie Deutsche mit Leib und Seele sind. Und das sollen sie. Ihnen, gnädige Frau, kann ich mit gutem Gewissen das Versprechen geben, daß wir aushalten bis zum äußersten. Wir, denen uns doch die schönste Aufgabe dieses Krieges zufällt, unseren langjährigen, heimlichen Feinde „England“ die deutsche Faust fühlen zu lassen. Wir alle können den Augenblick nicht erwarten, wo es zu einer endgültigen Entscheidung kommt, um den verhassten Gegnern den letzten Rest zu geben.

„Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind:

England!“

Dank für Ihre lieben Worte, gnädige Frau, heißen Dank! Es sind Worte, die einem das Herz höher schlagen lassen. — Ich habe in diesem Kriege Glück gehabt. Seit hundert von Jahren hat Englands Volk keinen richtigen Krieg gefühlt. Es hat den Krieg gesucht, weil keiner dieser armseligen Krämergeister die wahren Greuel eines solchen hat kennen gelernt. Jetzt, nachdem etwa 200 Jahre seit dem Einfall der Holländer in England vergangen sind, ist es deutschen Schiffen gelungen, deutsche Granaten als fröhliches „Good morning“ auf die verhasste Küste zu werfen. Unseren Kreuzern ist diese Aufgabe bereits zweimal zugeteilt und zweimal hat Englands Volk zitternd zusehen müssen und erfahren, was Krieg heißt. Plymouth, Scarborough, Whitby und vor allem Hartlepool kennen die Grüße deutscher Kreuzer. Sie haben den Krieg aus erster Hand erfahren und am eigenen Leibe erfahren, daß sich Michel nicht ungestraft beleidigen läßt. Und daß sich deutsche Kreuzer durchaus nicht vor der überlegenen und weltberühmten englischen Flotte fürchten, das haben wir ihnen auf der „Dogger-Bank“ deutlich genug zu verstehen gegeben. Mag der Drite noch so viel seiner erbärmlichen Mittel anwenden, einmal muß er uns doch kommen und dann — Wahrschau! Möge dieses Volk doch ebenbürtige Namen wie „U 9“, „U 21“, „Emden“, „Ayesla“ und wie unsere braven mutigen Schiffe da draußen heißen, aufweisen. Es wird ihm schwer fallen. Mögen sie weiter feige die Verluste von manchem Schiff verheimlichen, einmal erfährt die Welt es doch, wie scharf deutsche Gieße in seinen hochmütigen Raden gefahren sind. — Als dieser Krieg ausbrach, waren wir voll und ganz von dem einen Gedanken eingenommen, daß unsere schöne, junge Flotte nach etwa 14 Tagen aufgehört hat, einen Namen zu führen. Wir waren uns bewußt, daß wir nicht durch könnten. Die Menge der Feinde wurde uns im ersten Augenblick riesengroß. Und doch, wer hätte wohl zaghaft nur den Eid der unverbrüchlichen Treue geleistet, den uns unser Kommandant beim ersten Inseegehen nach vorausgegangener Robilmachung abnahm. Wie ein Alp wälzte es sich von den solange beklemmten Herzen. Endlich, endlich einmal zu merken, wozu man Soldat war. Wir haben geschworen, bis zum äußersten durchzuhalten, koste es, was es wolle. Ich kann es frei herausgeschehen, daß wir enttäuscht waren. Wir glaubten an einen kurzen, blutigen Krieg, in dem sich unsere Flotte aufopfern mußte. Wir träumten von riesenhaften Schlachten, in der beide Parteien um ihre Existenz, um das Sein oder Nichtsein verzweiflungsvoll kämpfen würden. Aber an einen solchen schmutzigen, zum größten Teile mit der Feder gefochtenen Kampf haben wir nicht gedacht. Wir glaubten, einen würdigen Gegner zu finden und fanden nur eine erbärmliche Kreatur, die nur zum Sehen, aber nicht zu einem frischen, fröhlichen Kampfe zu gebrauchen ist. Darum hat unser Haß manchmal sogar unbegrenzte Verachtung für dieses Volk von Rügern. Sollte ich einmal diesen Menschen als Gefangener in die Hände fallen, ich will keine Gnade. Freudig und offen will ich ihnen meine ganze Verachtung ins Gesicht schleudern, dann mögen sie mich der Jura überliefern und mögen richten über mich. Deutsch bleibe ich und deutsch will ich sterben. Sie, gnädige Frau, fragten, ob es mir unlieb wäre, wenn meine Briefe dem deutschen Klub in New York übersandt würden. Ich wünsche es sogar, und bitte darum, daß meine deutsche Landsleute erfahren, wie wir Seeleute die uns zugeteilte Arbeit erfüllen. Sie sollen es wissen, und recht, recht dankbar bin ich demjenigen dort drüben, der auch unseren sogenannten Neutralen die Augen öffnet über die Wahrheit der Dinge. Gern trage ich dazu bei, diesen vielen Millionen Ausländern deutscher Herkunft die alte schöne Heimat wieder lieb zu machen,

Mögen gern manche Pessimisten darüber ihre eigene Ansicht haben. Es gibt nur ein Deutschland, nur eine Heimat. In einem jeden steckt doch noch ein Funke alter, langsam glimmender Sehnsucht nach dem winzigen Plätzchen, auf dem seine Wiege stand. Sie alle, mögen sie sagen, was sie wollen, sie sehnen sich nach deutscher Kost, deutscher Sitte und Sprache. Und wenn mir da ein winziger Erfolg beschieden wäre, ich würde mich glücklich schätzen und Ihnen, gnädiges Fräulein, von Herzen dankbar sein, daß Sie mich an diesem großen Werke teilnehmen lassen. Und nun zum Schluß nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die mir in so liebenswürdiger Weise von Ihnen und Fräulein S. zugedachte Gabe. Ich werde Sie in den nächsten Tagen erhalten. Ich bitte Sie jedoch, falls Sie und Fräulein S. ein gutes Werk tun wollen, in Zukunft meine Kameraden in der Armee damit zu erfreuen. Diese armen Menschen haben es in ihren Schützengräben weit schwerer und können damit einen ausgiebigeren Gebrauch machen. Ich habe aus Ihren schönen Zeilen Ihre ganze edle Seele kennen gelernt und weiß bestimmt, daß Sie meine letzte Bitte nicht als Unhöflichkeit bezeichnen. Gott befohlen! Mögen Ihre recht vaterländischen Wünsche in Erfüllung gehen und möge Ihnen der weitere Lauf der Dinge nie eine Enttäuschung bereiten. Hochachtungsvoll Ihr stets dankbarer S. S.

Stimmungsbild aus Feindesland. (Originalbericht.) Feldpostbrief aus Vouconville, 24. Februar 1915. Über dem Tal der Wisne lacht die Sonne. Auf den verschahrenen Landstraßen ziehen ununterbrochen in scharfer Fahrt, ohne Schonung des Pferdmaterials, Munitions- und sonstige Transportkolonnen. Die klare kalte Winterluft ist schicksalsschwanger und schwarz steigen die lahlen Höhen an der Tourbe empor. Mordlich Massiges bereiten sich Ereignisse vor. Die Führer kennen ihre Befehle und es ist offenes Geheimnis, daß mittags 12 Uhr die Katastrophe des Dramas eintreten wird. Ich befand mich in unmittelbarer Nähe der Höhe . . . die unsere Truppen stürmen sollten. Der Brigadeführer stand neben uns. Den ganzen Vormittag hatte unsere Artillerie ein langames, sicheres Einschleppungsfeuer auf die französischen Stellungen gerichtet und insbesondere die rückwärtigen Zufahrtswege unter Feuer genommen. Punkt 12 Uhr bebte die Erde; der Sargdeckel, so heißt die Höhe in Soldatenmunde, auf der ich stand, schwankte sekundenlang und die Höhe . . . das zu erfüllende Objekt, flog in die Luft und es waren zentnerschwere Erdmassen und Menschenleiber und Steine, die 100 Meter und höher in die Luft flogen. Man sah darauf nicht das geringste, bis die gewaltigen Rauchmassen sich verzogen hatten. Und im Augenblick der Sprengung der Höhe, da setzte ein Artilleriefeuer ein, wie nie ich ein solches während des ganzen Krieges vernommen. Das war ein Zischen und Brüllen, ein Gurgeln und ein Dröhnen, daß man sein eigen Wort nicht verstand. Und dieses ganze Feuer fauste über unsere Köpfe hinweg hinüber zum Gegner. Das Artilleriefeuer war „bis aufs höchste gesteigert“. Freilich mußte man auch den Kopf in den Unterstand ducken, denn die Franzmänner jagten Schrapnells auf den Sargstock. Wenige Minuten, nachdem der Pulverdampf sich verzogen hatte, stiegen die ersten Sturmkolonnen aus den Gräben und mit Schneid gingen unsere Leute vor, insbesondere ein rheinisches Regiment. Die französischen Gräben waren schnell genommen und am Abend sahen unsere Leute am Ortstrand von M., im letzten französischen Graben. Die Franzosen hatten riesige Verluste, aber auch mein Bataillon wurde sehr stark mitgenommen. Am Abend kamen unsere Truppen zur Ruhe, 10 Kilometer hinter die Front. Der Kronprinz hat selbst einige Tage darauf das Regiment sich vorstellen lassen und Auszeichnungen verteilt.

Nur etwa 10 Tage währte die Ruhe. Da traf Ersatz ein und schon wenige Tage darauf sah unser Regiment wieder im Graben und ich muß wieder meine Gänge zum Regiment tun. Das ist meine Erholung. Die Felder sind abgetrocknet und das Wasser ist aus den Niederungen der kleinen Dorfwälle geschwunden. Das ist schön, wenn man so durch Gottes freie, schöne, erwachende Natur wandern kann. Lediglich in der Artilleriegasse der französischen Artillerie muß man etwas Vorsicht üben. Man hört ja die Dinger kommen und weiß suchen sie unsere Artillerie. Der Feuerstellungen unserer Artillerie muß man sich also fernhalten. Was mit dem schönen Wetter kommt, das sind die Flieger. Es ist interessant, wenn man die kleinen Wäldchen der Vallon-

abwehrgeschütze in der Luft sieht. Jetzt mit dem schönen Wetter werden wohl die Operationen wieder ihren Fortgang nehmen. Rechts neben uns rennen sich die Franzmänner täglich ihren Schädel ein. Dort haben sie immer riesige Verluste. Auch links in den schwarzen Argonnen dröhnt es täglich und weiße und schwarze Schrapnells sieht man über S. und St. L. plagen. — — —

Die Romantik der Dardanellen. Die Dardanellen, vielleicht der meistumkämpfte Punkt auf dem Schauplatz der geschichtlichen Welt, sind auch unauflöslich von einem unvergänglichen Zauber der Romantik. Von allem Goldglanz der Poesie umstrahlt, lebt die allbekannte Sage von Hero und Leander durch die Jahrhunderte. Das griechische Altertum nahm sie als geschichtliche Wahrheit, und der „Baubeler“ des Hellenismus, der Reisende Pausanias, berichtet, er habe noch in einem Turme das Rämpchen gesehen, das dem unglücklichen Leander den Weg zur Liebe durch die Wogen wies. Aus der Ferne herüber grüßt die ausgegrabene Ruinenstadt von Troja, die an die glänzenden Königstage des „griechischen Mittelalters“ — wie man seit Eduard Meyer die Blütezeit der trojanisch-mykenischen Kultur nennt — erinnert, an das Kommen und Gehen der vielen Geschlechter, die hier im Lauf der Jahrtausende Stadt auf Stadt über Schutthügeln getürmt haben. Man denkt auch an den „Reiselaifer“ Hadrian, der hier eine Liebingsvilla hatte und in ihr den rätselhaften Vithynier Antinous, der sich später als Opfer für das Glück seines Herrn in den Fluten des Nil den Tod gab, und schließlich an den phantasiereichen, unermüdbaren Schlemmer, der hier mit odysseischer List den berühmten „Schah des Priamos“ vor den türkischen Behörden für Berlin rettete. . . . Näher dem Meere noch türmt sich das „Grab des Achilles“, von Byron's romantischer Poesie für alle Zeiten verkörpert — der Dichterlord war auf nichts stolzer als auf seine vorzügliche Schwimmlistung, die mit der Durchquerung der Dardanellen Leanders Beispiel nachahmte — und mehr südwärts, am Horizont verschwindend, und nur mit dem Fernglas erkennbar, das angebliche Grab des Hannibal. Der karthagische Patriot wollte durch Vithyniens Gebirge den Großen die Welt des Ostens gegen den Westen mobil machen: es war ein weltgeschichtliches Ereignis von noch heute nachwirkender Kraft, daß das Römerreich damals stark genug war, die griechische und damit die europäische Kultur vor dem Ansturm der Barbaren zu retten. Könnte man dem Meeresgrund der Dardanellen seine Geheimnisse entreißen, so fände man die Trümmer der gewaltigen, über 400 Schiffe zählenden Flotte des Arabers Maslama, die hier 698 von den Byzantinern mit Hilfe des berühmten „griechischen Feuers“ vernichtet ward. Mit Maslama verlor damals die junge Welt des Islam einen ihrer bewährtesten Feldherren, dessen edle Charaktereigenschaften von christlichen wie arabischen Geschichtsschreibern gleich gerühmt wurden. Hinter Fort Tschanakkale, auf einem weit über Meer und Land hinausgehenden Hügel, liegt das Grab des tunesischen Korsaren Chaireddin Isderim („Der Wli“). Dieser Seeräuber war der Bruder jenes großen, durch den tunesischen Feldzug des deutschen Kaisers Karl V. bekannten Seeräubers Chaireddin Barbarossa, dessen letzte Ruhestätte sich in Konstantinopel befindet. Isderim war der Gründer des sog. „Barbareskenstaates“ Tunis; seine Taten haben, was wenig bekannt ist, nach Elzes Forschungen Lord Byron das Vorbild für viele Bilde seines „Don Juan“ geboten; auch Byron's Dichtung „Der Korsar“ erinnert an ihn. Die heutigen kleinen Dardanellendörfer waren einst ein Kranz blühender Städte, die 1403 durch den mongolischen „Weltenstürmer“ Timur in Schutt und Asche gelegt wurden. Zwischen den „Schädelpyramiden“, die seine graufigen Siegeszeichen bildeten, stand der Vernichter so vieler blühender Kulturen und Völker und sah in der Ferne die Küsten Europas, denen sein nächster Zug gelten sollte. Im Rate des Schicksals war es anders beschlossen: Aufstände in Hochasien riefen den Gewaltigen nach dem Osten, und hier, in Samarkand, ereilte den nimmer kriegsmüden Greis der Tod, als er eine Heerfahrt gegen China vorbereitete. In der neueren Zeit verfiel auch der Rest der alten blühenden Dardanellenkultur unter der Paschawirtschaft des alten türkischen Reiches zu völligem Verfall. Überall war es wie in den Ruinen der Hadriansvilla, wo nach dem Wort des persischen Dichters „die Gule schreiet in des Palastes Hallen und die Spinne Kürstherdienste tut in des Kaisers Saal“. Jetzt werden vielleicht die Granaten der verbündeten Flotten die letzten Reste einer romantischen großen Vergangenheit in Schutt legen.